

Russell Franklin: „Hemingways Kind“

In Papas Schatten

Von Sarah Elsing

Deutschlandfunk Kultur, Buchkritik, 15.09.2023

Ausgerechnet der Lieblingssohn des virilen Kult-Schriftstellers Ernest Hemingway war transsexuell. Der britische Autor Russell Franklin schreibt entlang wahrer Begebenheiten einen Roman über die komplizierte Vater-Kind-Beziehung.

Bin ich Gregory, Greg, Giggi, Gig-man oder Gloria?
Wie finde ich mich selbst im Schatten eines übermächtigen, narzisstischen Vaters? Und wie kann ich im Korsett einer restriktiven, patriarchalen Gesellschaft leben?

In seinem Debütroman „Hemingways Kind“ erzählt Russell Franklin, wie aktuell diskutierte Fragen um Identität und Männlichkeit, Trauma und Abhängigkeit einen Menschen zerreißen können. Der junge Brite hat sich dafür das bestmögliche Beispiel gesucht: die Lebensgeschichte von Gregory Hemingway, dem jüngsten Kind von Ernest, Papas Liebling, der dem berühmten Vater wie aus dem Gesicht geschnitten ist.

Wie ein Hemingway-Held

Als blättere ein von Elektroschock-Behandlungen fragmentierter Geist durch seine lückenhaften Erinnerungen, springt Franklin vor und zurück in Zeit und Raum – quer durch Gregs Leben: von den turbulenten Dreißigerjahren bis an den Anfang des 21. Jahrhunderts, von Kuba nach New York und Montana, von Key West nach Los Angeles und wieder zurück nach Miami. Dabei tut Gregory alles, was ein richtiger Hemingway-Held tut: Er fischt, spielt Baseball, schießt Vögel und Großwild, er schlägt zu wie ein Berserker, gewinnt jeden Wettbewerb, jedes Rennen, er bereist die Welt, verdreht Frauen den Kopf, zeugt Kinder, macht sich aus dem Staub, kehrt zur Familie zurück, ist Großmaul, Charmeur, kleiner Junge und Diva zugleich.

Zwar wird Greg trotz seines viel beachteten Memoirs „Papa“ Arzt, kein Vollzeitschriftsteller. Aber wie der Vater ringt er mit manisch-depressiven Episoden und trinkt sich um den Verstand, was ihm nicht nur die Approbation als Arzt kostet. Wie Papa stirbt er unter tragischen Umständen: Ernest zerfetzt sich beim Reinigen der Gewehre den Kopf, Greg bleibt halbnackt im Frauengefängnis von Miami das Herz stehen.

Geschlechtsfluide Figur

Franklin hält sich bei all dem an wahre Begebenheiten. Für das Verständnis von Gregory sei Paul Hendrickson Biografie „Hemingways Boat“ seine Hauptquelle gewesen, schreibt er im

Russell Franklin

Hemingways Kind

Aus dem Englischen von Michaela Grabinger

Verlag Kein & Aber, Zürich

464 Seiten

26 Euro

Nachwort. Trotz der Tragik dieser Lebensgeschichte und dem ungeheuer detailreichen biografischen Material, das ihr zugrunde liegt, liest sich „Hemingways Kind“ leicht und packend. Russell Franklin nähert sich den Figuren mit Respekt und Mitgefühl. Papa ist nur Nebendarsteller, dessen Mythos zwar lange Schatten wirft. Aber Franklin erlaubt ihm – mal egoman und rasend, mal zärtlich den Kinder- und Frauenseelen zugewandt – daraus hervorzutreten.

Auch der Wandel von Greg zu Gloria vollzieht sich mit Eleganz. Wie Virginia Woolfs geschlechtsfluide Figur „Orlando“ wechselt Greg mühelos zu Gloria und verwendet je nach Zeit und jeweiliger Seelenlage die geschlechtsspezifischen Personalpronomen „er“ und „sie“. Geschlechtsneutrale Pronomen seien daher gar nicht nötig, erklärt Franklin im Vorwort des englischen Originals.

Präzise Prosa

Handwerklich beherrscht Franklin Hemingways beste Tricks: Seine Prosa ist knapp und präzise, und doch führt jede Szene tief in Gregs/Glorias innere Welt. So ist „Hemingways Kind“ kein literarisierter Diskursbeitrag über toxische Männlichkeit und Queerness. Diesem Debüt gelingt, was nur gut erzählte Geschichten und richtig gute Literatur erreichen: Sie öffnen einem die Augen, sie brechen einem das Herz und verändern – im besten Fall – wie wir uns auf dieser Welt bewegen.